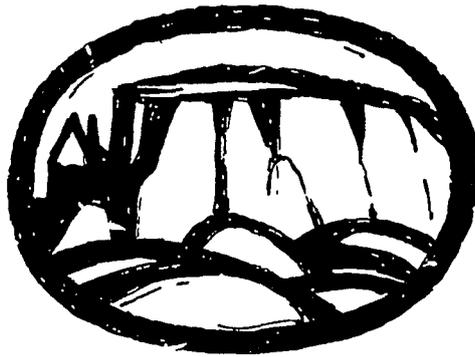


DER SCHLERN



MONATSZEITSCHRIFT
FÜR SÜDTIROLER LANDESKUNDE

1984

Norbert Hölzl

„Tauschland läßt grüßen“

Dokumentation über die südlichsten deutschen Sprachinseln Ljetzan, Asiago, Lusern

„1000 Jahre deutsche Bauernrepubliken in Italien“

Mit verwitterten Steinen in fremder Umgebung verglich der österreichische Dichter Musil die südlichsten deutschen Sprachinseln in Oberitalien. Verwittert und fremd wie Steine des römischen Imperiums in einer Stadt des 20. Jahrhunderts.

Der Reisende aus dem Norden erwartet in Verona den ersten Gluthauch des Südens: Aidas Triumph in der Arena von Verona. Er besucht die schöne Julia, ihr Haus, ihren legendären Balkon — mit Shakespeare-Zitaten auf den Lippen und wohligerem Schauer im Busen.

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang,
Wer hohen Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.“

Schülergenerationen haben diese Verse auswendig gelernt. Gottfried August Bürger hat sie vor 200 Jahren geschrieben:

„Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht . . .
Der Zöllner vergebens mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind . . .
Wer ists, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!“

Auf einer Etschbrücke in Verona, Ponte delle Navi, hat der „Brave Mann“ seine Tat vollbracht. Hier hat er die Familie des Zöllners vom letzten berstenden Brückenbogen aus den Fluten des Hochwassers gerettet. Es war Signor Bartolomeo mit dem gar nicht romanisch klingenden Namen Rubele, der Bauer und Schmied Bartl Rubele aus der Nachbarschaft Veronas, aus der südlichsten deutschen Sprachinsel.

Verona ehrt ihn heute noch mit einem Straßennamen an der Etsch, Lungadige Bartolomeo Rubele. Die alte Erinnerungstafel ist auch im Museum nicht mehr erhalten. Veronas Gäste interessieren sich für die Damen Aida und Julia, kaum für deutsche Biedermänner. Wenn schon, dann für Heldenmänner. Für König Theoderich etwa — Re Teodorico — Rubeles Straßennachbar in Verona, der als Dietrich von Bern durch die deutsche Heldensage reitet. Der Berner kam trotz seiner neutralen Haltung nicht aus der Schweiz. Historiker wissen, daß die Deutschen des Mittelalters mit Bern Verona meinten, die Stadt der Skaliger. Was die Historiker nicht wissen, ist, daß es heute noch Einheimische gibt, die ausschließlich von „Bern“ sprechen, wenn sie nach Verona fahren. Alter dieses Sprachrestes? An die 700 Jahre. Ein uraltes Deutsch, für uns kam verständlich.

LJETZAN / ital. GIAZZA

„Bern“. Jahrhundertalter Sprachrest. Erhalten in Ljetzan, italienisch Giazza, 40 km nördlich Verona. Nur hier, im isoliertesten, im wirtschaftlich unbedeutendsten Ort des Illasitales sind altdeutsche Sprachreste erhalten. Nördlich von Verona hat es einst 13 deutsche Gemeinden gegeben. 12 von ihnen sind heute rein italienisch. Ljetzan ist die südlichste deutsche Sprachinsel. Sie liegt am Talende, förmlich am Ende einer Schlucht. Felder, die man mit Maschinen einigermaßen rationell bearbeiten könnte, gibt es nicht. Die Häuser sind über- und ineinander

Der Fernsehfilm von Norbert Hölzl mit dem Titel „Tauschland läßt grüßen — 1000 Jahre deutsche Bauernrepubliken in Italien“ entstand in Zusammenarbeit von österreichischem Fernsehen und Sender Bozen der RAI. Er war am 19. März 1979 im deutschsprachigen Programm der RAI-Bozen zu sehen, am 4. Juni 1979 im 1. Programm des ORF und am 6. Juli 1980 im Bayerischen Fernsehen.

verschachtelt. Der Ort türmt sich um den Turm. Romantiker haben Ljetzan einen kühn gebauten alpenländischen Krippenberg genannt. Trotz der gedrängten Bauweise klagen die Bewohner gewiß nicht über Enge oder Lärm. Immer mehr Häuser stehen leer und bleiben leer, gespenstisch leer.

Die beiden Bäche am Ende des Tales waren noch im vorigen Jahrhundert die Lebensgrundlage. Sie trieben Mühlräder, Sägen, Schmiedehämmer. Deshalb drängen sich hier die Häuser.

Heute rauscht der Bach, aber es klappert keine Mühle am rauschenden Bach. Mühlen wären unrentabel. Die Flüsse machen das alte Mauerwerk immer feuchter. Die Sägewerke haben keine Baumstämme zum Zersägen. Die Steilhänge sind abgeholzt. Aus selbstbewußten Handwerkern und Bauern wurden Industriearbeiter irgendwo draußen im Raum von Verona. In den letzten drei Jahrzehnten ist mehr als die Hälfte der Einwohner abgewandert. 900 haben hier gelebt. 360 sind geblieben, vorläufig geblieben, und mit ihnen Reste einer uralten Sprache. Die ältesten Wörter, die hier noch leben, stammen aus dem 8./9. Jahrhundert. So das Wort Gadingo für Hoffnung — das ist im binnendeutschen Raum längst verschwunden. Dann haben wir alte Lautgestalten wie Mano für den Mond mit dem vollen o oder Haso für den Hasen. Diese Wörter stammen aus der Zeit, als Walther von der Vogelweide oder der Dichter des Nibelungenliedes noch nicht einmal in den Windeln gelegen sind. Das gibt es nirgends sonst im deutschen Sprachraum.

Anschluß an den modernen Tourismus hat Ljetzan nicht gefunden. Der Ort im Schatten Veronas hat nur wenig zu bieten: eine Sprache, die niemand versteht, gute Luft und zweifellos frisches Wasser mit der romantischen, altdeutschen Einladung:

„Trink wrischas bassar
'une prunde
ta du leban lustast
gasunt un starch.“

Trink frisches Wasser
von dem Brunnen,
damit du lustig lebst,
gesund und stark wirst.

Lustig leben die Kinder von Ljetzan zweifellos. Sie werden sicher auch gesund und stark. Nur im Tal der Isolierten werden wenige von ihnen bleiben, werden nur die wenigsten eine Existenz aufbauen können.

Und das ist wohl das Merkwürdigste: Lehrer Antonio Fabbris unterrichtet zwei Stunden in der Woche eine Sprache, die von den 360 Einwohnern heute noch etwa 80 zu Hause benützen.

Man stelle sich vor, ein Deutsch zu erlernen, das höchstens von 80 Menschen — nicht von 85 Millionen — verstanden wird! Denn vom Deutsch unserer Tage verstehen die Kinder nicht einmal Bruchstücke. Ihr Lehrer auch nicht.

Er spricht Tautsch, einen deutschen Dialekt aus ferner Zeit. Was wird davon bleiben nach der Volksschule, wenn sie abwandern müssen? Kaum mehr als die Erinnerung an Lieder in einer seltsam fremden Mundart, die sie als Kinder einmal gesungen haben.

Der Geistliche Cappelletti hat um 1940 Texte für Kinderlieder geschrieben in der Sprache der sog. Zimbern.

„Cimbri“ — die Zimbern. So bezeichnen seit Jahrhunderten die Italiener ihre deutschen Nachbarn in den Bergen. Die Italiener wollten damit lediglich ausdrücken, daß die Zimbern Deutsche sind, die ein anderes Deutsch sprechen als ihre Handelspartner aus dem Deutschen Reich. Spätere Historiker haben auf dem Wörtchen „Zimbern“ halsbrecherische Theorien aufgebaut: Die Zimbern in den Bergen nördlich von Verona und Vicenza seien nicht Nachkommen deutscher Siedler, sondern letzte Reste kriegerischer Zimbern und Teutonen aus der Antike.

Forscher wie Cappelletti widerlegen diese romantischen Theorien. Studenten aus Österreich und Deutschland haben dem Monsignore Giuseppe Cappelletti ein Denkmal gesetzt, dem „Lehrer im Berner Lande“, diesem „Schriftsteller der tautschen Sprache“ seiner Ahnen.

Der Geistliche Cappelletti litt unter dem Aussterben der alten Kultur. Er verfaßte eine Grammatik und meinte:

„Ta ditza altas Gareida muzzat stirban, lebade sai Gadenke ute Puchar!“
„Wenn diese alte Sprache schon sterben muß, so lebe ihr Gedenken aus Büchern!“



Lusern

Prof. Dr. Maria Hornung von der Universität Wien berichtet über ihre Sprachinselfahrten:

„Wir kommen seit 20 Jahren hierher. Damals gab es noch keinen Gasthof und auch kein Hotel, nur eine winzige Schenke. Dort hat man uns über dem offenen Feuer die Nudeln gekocht. Die Menschen haben alle noch zimbrisch gesprochen. Heute ist es viel schwerer. Aber wenn man früh aufsteht und zum Fenster hinausschaut und beobachtet, wie das Vieh ausgetrieben wird, da sprechen sie mit den Viechern deutsch, da wird nicht italienisch gesprochen.“

Wissenschaftler und Studenten aus Österreich und Deutschland treten alljährlich Abenteuerfahrten in die Vergangenheit an, in die Vergangenheit unserer eigenen Sprache. Jahrhunderte hindurch war jede Verbindung zum geschlossenen deutschen Sprachraum abgebrochen. So erhielten sich Wörter, die nur aus alten Urkunden bekannt sind.

Die Sprachinselfreunde aus Wien sind entzückt vom Winkelwerk alter Bauernhäuser mit dem engen Nebeneinander von kleinen Ställen und ebenso kleinen Wohnräumen.

Unten der Stall, im ersten Stock Küche und Schlafkammer, darüber das Heu. Das Wohnen zwischen Stall und Heu spiegelt die Sehnsucht nach Wärme im schattigen Tal von Ljetzan. Nach spätestens zwei Tagen reisen sie wieder ab. Als Touristen beeinflussen sie die dürftigen Nächtigungszahlen kaum.

Daheim werden sie Filme vorführen von einem versteckten altdeutschen Winkel, den keiner ihrer Bekannten in der Nähe Veronas vermutet.

Noch entdecken sie einige Alte, die das „Tautsch“ beherrschen. „Tautsches Gareida“ sagt man hier, um Verwechslungen mit der deutschen Hochsprache der Gegenwart zu vermeiden.

Ljetzan besitzt ein Wirtshaus, sogar mit „Herburge“, wie es dort noch heißt. Eine Bäckerei. Das Wort „Bäckerei“ kennt die altdeutsche Sprache nicht. Führt „Brot-haus“, „Haus um proate“, nicht auch uns an die Wurzeln zurück?

„I pi in maime Hause, ruafat Lehrer Fabbris“ lesen wir an einer verschlossenen Türe.

Es ist das „Bücherhaus“ mit Dokumenten vom „alten deutschen Gerede“. Etwas pseudoakademisch die Übersetzung: „**Althochdeutsches Kulturhaus**“. Zum Inhalt des Hauses paßt die Anschrift mindestens so gut wie der Betonklotz ins Ortszentrum — unbeeinflusst von landschaftsgerechtem Bauen. Geschmackvoll dagegen die Innenräume, „Sneare“, Schnarre, heißt die Karfreitagratsche hier. Sie ist das lautstarke Prunkstück im Museum. Die ausgestellten Stücke haben kein altdeutsches Alter. Doch es sind echte Dokumente der Volkskultur, dokumentieren eine ärmliche, bäuerliche Landschaft. Reich waren die Isolierten von Ljetzan nie. Aber früher einmal hatten sie wenigstens genug, um im Tal zu überleben, heute nicht mehr.

Resignation schwingt in den Worten der Gedenktafel am Kulturhaus mit:

„Ditza Haus ist gemacht
Tze weisan un wuatan
de leiste gadenke
on 13 gemeinden
ute Pergan 'on Bearn
un tze haltan leutak
in taucias gareide
'on altan koular un schefar
bo da mutzat man haute
iz laut 'on Ljetzan.

Dieses Haus ist gemacht,
um zu lenken und zu hüten
die letzte Erinnerung
an die dreizehn Gemeinden
auf den Bergen von Verona
und lebendig zu halten
das tautsche Sprechen
der alten Köhler und Schäfer
wo man noch heute gebraucht
die Sprache von Ljetzan.

21. 5. 1972“

Dabei hatte für die „Köhler und Hirten“ alles so verheißungsvoll begonnen. Bischöfe oberitalienischer Städte riefen Kolonisten aus dem Tiroler und bayerischen Raum zur Rodung der schwer zugänglichen Südalpen ins Land. Denn romanische Völker meiden die Berge — es sei denn, sie machen Ferien.

In den Bergen nördlich von Verona und auf der Hochebene nördlich von Vicenza schlossen sich insgesamt 20 deutsche Gemeinden zu eigenständigen Gemeinwesen zusammen nach demokratischen Grundsätzen. Das war schon um das Jahr eintausend.

Eine geradezu schweizerische Glanzzeit erlebten die beiden Bauernrepubliken unter der Schutzherrschaft der fähigsten Händler und klügsten Diplomaten des europäischen Kontinents: **unter der Schutzherrschaft Venedigs**.

Die damals mächtige Republik Venedig forderte für den Schutz der Freiheiten ihrer deutschen Untertanen nur eines: Kriegsdienst unter einem deutschsprachigen Kommandierenden. Und die freien deutschen Bauern waren stets mit deutscher Pünktlichkeit zur Stelle. Jedenfalls findet sich in den Archiven Venedigs keine Klage.

Die Dogen von Venedig wußten um den Freiheitswillen ihrer Gebirgler. Und Venedig schätzte die Vorteile, die zufriedene Untertanen so mit sich bringen.

Die Selbstregierung ihrer deutschen Untertanen im Gebirge hat die Republik Venedig niemals angetastet. Für die Deutschen war nicht Venedig der Regierungssitz. Es war der kleine, aber zentrale Ort im Tal nördlich von Verona, „Badia Calavena“.

Unter der Republik Venedig hieß er Kalwein. Je ein Vertreter der 13 Gemeinden bildeten den sog. „Kleinen Rat“. Die Regierung war der „Große Rat“ mit 39 Mitgliedern, drei aus jeder Gemeinde. Von der Regierungsform her ein Venedig im kleinen. Den Vorsitz führte der Statthalter der Markusrepublik. Was gelegentlich als eine Errungenschaft des 20. Jahrhunderts empfunden wird, war damals selbstverständlich. Der venezianische Statthalter mußte perfekt die deutsche Sprache beherrschen.

Der mächtige venezianische Löwe wurde allmählich zahnlos. Er mußte sich von den Übermächtigen aller Herren Länder sehr viel gefallen lassen. Das berührte die deutschen Bauernrepubliken im Gebirge vorerst nicht direkt.



Luserne

Im Jahre 1797 stand am Markusplatz Napoleon Bonaparte. Napoleon ließ das Buch des Adels verbrennen. Der General der blutigen französischen Republik löst die alte Republik Venedig auf. Ins Wasser fielen die jahrhundertalten Freiheiten Venedigs.

Der Doppeladler war aus der Sicht der deutschen Gemeinden Oberitaliens kein würdiger Nachfolger des Markuslöwen. Autonome Bauernrepubliken mit allerlei Sonderrechten, das lag gar nicht auf Habsburgs machtpolitischer Linie.

Nach dem endgültigen Zerfall der deutschen Bauernrepublik unter Altösterreich orientierten sich die klimatisch bevorzugten Gemeinden an Verona. Sie waren nach wenigen Jahrzehnten rein italienisch. Nur im hintersten, im vergessenen Winkel des Tales blieb Stückwerk der deutschen Sprache bis ins 20. Jahrhundert erhalten, trotz Löwe, Doppeladler und Tricolore, wie eine Ruine aus einer versunkenen Epoche, die es — rein theoretisch — gar nicht geben dürfte.

Die Sonderstellung durch das altdeutsche Erbe brachte keine wirtschaftlichen Vorteile. Die Bewohner haben es bis heute versäumt, jenes Deutsch zu erlernen, das Millionen verstehen. Wie ein verzweifelter Versuch, Anschluß an die Gegenwart, Anschluß an den Tourismus zu finden, wirkt der Deutschunterricht seit dem Sommer 1978. Jeden Sonntag kommt ein Deutschlehrer aus Vicenza.

Die Leute von Ljetzan müssen zwischen Sonntagsmesse und Deutschunterricht entscheiden. Viele wählen den Deutschunterricht. Eine Art Unterricht freilich, der den Kontakt zum begehrten Gast wohl nicht allzu schnell herstellen dürfte.

In den Bergen ober Ljetzan steht ein fensterloses, sehr kaisergelbes Haus: „Dogana vecchia“, alte Grenze. Welche Grenze, das steht nicht. Es war die Grenze zur Monarchie. Ein guter Nebenerwerb übrigens, diese Grenze. Ab 1918 war es aber mit der alten Schmugglerherrlichkeit vorbei. Die österreichische Grenze verlief weit nördlicher. Und der beste Schmuggler ist arbeitslos, wenn er keine Grenze mehr hat.

„Sait bou-ken kan Ljetzan!“ „Seid wohl angekommen in Ljetzan!“ grüßt eine etwas rostige Ortstafel mit der freundlichen Rückseite: „Ta bar segan us kan Ljetzan!“ „Daß wir uns wieder sehen in Ljetzan!“ Für viel nur ein höflicher Spruch. Die einst hier gewohnt und geschuftet haben, werden Ljetzan kaum wieder sehen. Bedroht ist nicht nur eine alte Kultur, bedroht ist auch die Landschaft. Wo die Pflege durch die Bergbauern ausbleibt, rutschen die Hänge allmählich ab. Sie werden notdürftig befestigt. Vielleicht hält das Weidengebinde das Erdreich bis zum übernächsten Regen.

Wenn die Hänge ins Rutschen kommen und verwildern, ist das letzte — mögliche — Kapital zerstört, die Landschaft. Ihr wildromantischer Reiz könnte vielleicht bestimmte Gruppen von Touristen anziehen, vielleicht so viele, daß einige im Tal davon leben könnten. Das ist die Wirklichkeit.

Von dieser Wirklichkeit versuchen aufwendige **Kulturzeitschriften** ein wenig abzulenken mit dem Blick auf eine romantisch verklärte Vergangenheit. In Ljetzan, dem Ort der 360 Einwohner, erscheinen gleich zwei verschiedene Zeitschriften. Spiegelbilder eines regen kulturellen Lebens? Spiegelbilder verschiedener Interessen auf alle Fälle. Wir konnten acht Subventionsgeber aus Italien, Österreich und Deutschland feststellen.

Zwei Museen sind zu besichtigen — sogenannte „Tautsche Bücherhäuser“. Die zwei Dutzend Kinder, die im Tautsch ihrer Vorfahren unterrichtet werden, wählen zwischen zwei verschiedenen Lehrbüchern.

Es gibt sehr verschiedenartige Vereinigungen von Freunden der Zimbern, d. h. der südlichsten deutschen Sprachinseln, in Wien, in Niederösterreich, in Bayern ebenso wie in Verona. Diese verschiedenen Vereinigungen arbeiten kaum zusammen, sondern verfolgen oft ganz unterschiedliche Ziele. Sie vertreten auch ganz verschiedene Theorien.

Die Hochebene von Asiago

Im Jahre 1315 wurde im Dom von Treviso ein Mann bestattet, der über die Ausstrahlung eines Weisen des alten Indien verfügt haben muß. Die Bevölkerung hielt ihn schon zu Lebzeiten für einen Heiligen. Der Bischof erklärte ihn sofort zum zweiten Schutzpatron von Treviso.

Die Begräbnisfeierlichkeiten werden in einer der brilliantesten Novellensammlungen der Weltliteratur geschildert, ausgerechnet in Giovanni Boccaccios „Decamerone“. Der 2. Teil des „Decamerone“ beginnt so: „Vor nicht allzu langer Zeit lebte zu Treviso ein Deutscher namens Heinrich, ein braver Mann, der für jedermann Dienste übernahm und den Ruf eines frommen Lebens hatte.“

Die Glocken, so erzählt Boccaccio, hätten beim Tod des braven Mannes von allein zu läuten begonnen. Kranke seien geheilt worden. Tausende haben sich an sein Grab gedrängt. Ein Chronist spricht von 30.000 Deutschen. Diese 30.000 seien aus den Bergen und Wäldern nach Treviso hinuntergeströmt.

Der Deutsche namens Heinrich war Heinrich von Bozen. Er hatte sich nach einer Pilgerfahrt nach Rom in Treviso niedergelassen.

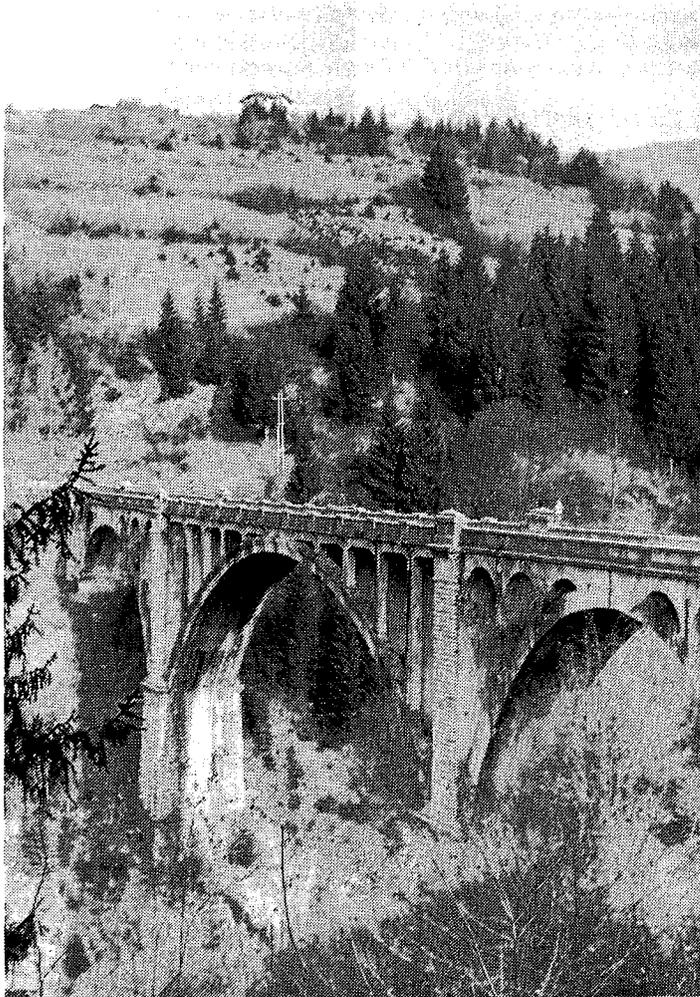
Anstelle der armseligen Behausung des seligen Heinrich ließ Bischof Soldati 1830 eine klassizistische Kapelle errichten. Zumindest ein halbes Jahrtausend nach seinem Tod erhielt der brave Mann ein repräsentatives Bauwerk.

Bis zum heutigen Tag feiern die Diözesen von Treviso und von Bozen-Brixen das Fest des seligen Heinrich von Bozen, des Enrico da Bolzano.

Die „30.000 Deutschen“, die zu diesem einen Begräbnis nach Treviso geströmt waren, müssen von der Hochebene von Asiago gekommen sein, 1.000 m höher gelegen als die Städte Treviso, Padua oder Vicenza.

Genau 600 Jahre nach dem denkwürdigen Ereignis in Treviso, 1915, haben noch mehrere tausend Leute „zimbrisch“ gesprochen, die Sprache der deutschen Kolonisten aus der Zeit der Jahrtausendwende. Heute hat man Mühe, einzelne zu finden, die das „Zimbrische“ beherrschen.

Siedler aus dem bayerisch-tirolischen Raum erbauten im Jahre 950 ihre erste Kirche. Zu sehen sind davon nicht einmal Reste. Die Kirchen sind auffallend neu. Altdeutsch wirken sie gewiß nicht. Spaziert man heute durch Asiago, altdeutsch



Die Brücke bei Asiago

Sleghe, durch Roana, altdeutsch Rówan, begegnet man zahllosen italienischen Urlaubern.

Eine gewisse alpenländische Note ist nicht zu übersehen, nur gleicht sie jener von Cortina d'Ampezzo: pseudoländliche Architektur nach möglichst originellen Reißbrettentwürfen des 20. Jahrhunderts, gelegentlich leicht versnobte Ferien- und Apartmenthäuser wohlhabender Großstädter.

In diesem ältesten deutschen Siedlungsgebiet an der italienischen Sprachgrenze ist in unserem Jahrhundert zerstört worden, was ein Jahrtausend Bestand hatte.

1915, beim Kriegseintritt Italiens, hatten sieben unbedeutende Gemeinden das Unglück, plötzlich an einer hochbedeutenden Linie zu liegen, und die Hauptkampflinie wurde stets wichtiger genommen als alte Kultur.

Italienische und österreichische Kanonen schossen, kriegerisch vereint, in wenigen Tagen die sichtbaren Zeugen einer tausend Jahre alten Kultur in Schutt und Asche.

Dafür bauten die Menschen des 20. Jahrhunderts ihre glorreichen Monumente, Monumente von einer Art, die es auf der isolierten Hochebene tausend Jahre lang nicht gegeben hatte: ein überdimensioniertes Kriegerdenkmal.

Eine 86 Meter hohe Brücke verbindet die beiden Teile der Hochebene von Asiago. Daß auch diese Verbindung zerstört wurde, bezeichnen Sprachforscher als

Glücksfall. Durch die kaum begehbare Schlucht blieben in den Jahren heftiger nationaler Emotionen die Bewohner der nördlichen Gemeinden vom Süden isoliert. Nur so konnten sich Teile der altdeutschen Sprache erhalten.

Im vorigen Jahrhundert hatten die sieben deutschen Gemeinden auf der schwer zugänglichen Hochebene keine brauchbare Straße erhalten. Unter der Herrschaft der Monarchie bis 1866 hatte Wien kein Geld, später hatte Rom kein Geld dafür.

Als 1915 der Krieg ausbrach, bauten Österreicher im Norden und Italiener im Süden gleich mehrere Straßen. Die wirtschaftlichen Nöte der Kleinen im Gebirge waren den Mächtigen gleichgültig. An guten Zufahrtswegen für ihre Kanonen waren sie dagegen mächtig interessiert.

So verdanken die einst deutschen Gemeinden ausgerechnet den Kanonen ihre gute Verbindung zur Außenwelt. Die Sieben Gemeinden führen heute noch ein gemeinsames Wappen: sieben Männerköpfe.

Am Rathaus des Hauptortes Asiago erinnert noch heute der Markuslöwe an eine große Vergangenheit, an die autonome deutsche Bauernrepublik unter der Schutzherrschaft Venedigs, an die Republik der „Sieben Kamaun“, die 1310 stolz verkündete: „Das Wohl des Volkes ist das Wohl der Regierung, und das Wohl der Regierung ist das Wohl des Volkes.“

Vor fast 380 Jahren entstand das bedeutendste Werk in der Sprache der Zimbern, ein Katechismus für die deutschen Gemeinden, gedruckt in Padua 1602.

Der zimbrische Katechismus erlebte eine ganze Reihe von Neuauflagen, die letzte 1977 auf Initiative der österreichischen Zimbernfreunde in Horn in Niederösterreich.

Fast wie an einer Staatsgrenze sind heute sämtliche Zufahrten auf die Hochebene von Asiago mit zweisprachigen Tafeln der Straßenverwaltung versehen.

„Wohlangekommen oben auf der Hochebene der Sieben Gemeinden“. „Boolkhent àù in de Hoogh 'ebene von Siben Camoine“. Für die Erhaltung der Sprache und erstmals für ständige Kontakte zum deutschen Sprachraum sorgt das Bayerische Zimbernkuratorium.

Stärker als in den letzten Jahrzehnten, als Krieg und Haß für so vieles den Blick trübten, ist heute das Gefühl der Eigenständigkeit, gefördert von der Region Veneto. Der konziliante Geist des alten Venedig ist offensichtlich nicht erloschen.

Es ist hier im Veneto allgemein bekannt, daß es in vielen Gebieten von Norditalien eine deutsche Zuwanderung gegeben hat, in den Bergen nördlich von Verona und Vicenza, insbesondere auch im Trentino. Diese „kulturellen Güter“, wie man sie hier nennt, werden durch Zuschüsse gefördert, durch die Förderung von Zeitschriften und sonstigem Material, das zur Erhaltung dieser Sprache beitragen kann.

Lusern

Fast in Sichtweite der Fremdenverkehrszentren Caldonazosee und Levicosee liegt die deutsche Sprachinsel Lusern in der Südtiroler Nachbarprovinz Trient.

In Lusern endet die Straße vor abschüssigen Hängen. Der Ort erscheint völlig isoliert. Hier ist vieles anders als in den anderen Sprachinseln Oberitaliens. Lusern hat bis 1918 die österreichische Entwicklung mitgemacht. Es war nicht habsburgisch in dem Sinne, wie auch Verona oder Venedig einmal habsburgisch waren.

Lusern wirkt beinahe wie ein Südtiroler Dorf, etwas verlassener vielleicht. 1300 m hoch gelegen. Zahlreiche Felder liegen brach. Ein Viertel des einstigen Viehbestandes; vor 20 Jahren 200 Stück Vieh, heute 50 Stück.

520 Einwohner — vor dem 1. Weltkrieg waren es 900. Fast alle sprechen einen deutschen Dialekt, einen gut verständlichen sogar, meist mit Bozner oder Schweizer Färbung — je nachdem, wo sie als Gastarbeiter waren. Und fast alle Männer sind oder waren Gastarbeiter. Daß Frauen auch die große Feldarbeit verrichten, ist in Lusern selbstverständlich geworden. Die Männer sind in Trient beschäftigt, einige bei der Wildbachverbauung in Südtirol, mehrere als Gastarbeiter in der Schweiz.

Dünger und Ernte müssen geschleppt werden, oder mit einem Holzschlitten gezogen. Für Traktoren sind die Äker zu steil und zu klein. Immer mehr Äcker bleiben unbewirtschaftet. Die Bauerngüter sind zu Kleinstbesitzen zerstückelt. Den geschlossenen Hof, den immer nur ein Sohn erbt, kennt man im Trentino nicht.

Es ist eine Eigenart der Luserner, die Häuser stets größer als für den augenblicklichen Bedarf zu bauen. Erst wenn die Kinder heranwachsen, werden die einzelnen Wohnungen fertiggestellt.

Das Haus ist meist Besitz mehrerer Familien, wenn auch verwandter. Und verwandt sind sie miteinander fast alle. Fast alle heißen Nicolussi oder Gasperi.

Lusern wurde besiedelt von Hirten aus dem heute rein italienischen Lavarone, dem alten Lavraun. Sie haben Lusern als Alm benützt. Es gab nun die Befürchtung, daß, wenn die Abwanderung so anhält wie bisher, Lusern wieder zu dem wird, was es einmal war, nämlich zu einer Alm.

Obwohl die kaiserliche Verwaltung sich um die Bittschriften der deutschen Luserner nie kümmerte, blieben sie kaisertreu bis an das Ende der Monarchie. Auf den Grabsteinen lesen wir die Vornamen Domenico, Antonio, Abramo, Giovanni, sie alle tragen den Rock des Kaisers, nicht des italienischen Königs. Das war keine Empfehlung unter den neuen Herrn ab 1918. Am Gefallenendenkmal von Lusern fehlt die sonst übliche heroische Kämpfergestalt. Hat Lusern der Niederlage des Kaiserreiches oder des Sieges des italienischen Königreiches zu gedenken? Erst heute erscheinen die nationalen Emotionen von gestern überwunden zu sein.

Trockenen deutschen Sprachforschern mit ihrem Mangel an Romantik zerstörten die alte Legende, daß die Vorfahren dieser Zimbern jene kampfesdurstigen zimbrisch-teutonischen Horden waren, unter deren Hieben die Grundfesten des römischen Weltreichs kurzfristig erbeben. Friedliche Bauern, Schafhirten und Kohlenbrenner aus Bayern und Tirol, das sind nachweisbar die Vorfahren. Mit so unheroischen Ahnen ist man nicht sehr interessant, besonders dann, wenn man ein „Tautsch“ spricht, von dem 85 Millionen Deutsche des 20. Jahrhunderts bestenfalls winzige Bruchstücke verstehen.

Anschrift:

Dr. Norbert Hölzl, A-6162 Mutters, Nockhofweg 42



Gedench 'un Ljetzan